

(Nachdruck verboten.)

## 6) Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

5.

„Drecksstraße“ hieß im Volksmunde eine enge Gasse, die sich von einer der Kopenhagener Schiffbrücken zwischen ein paar Kontorgebäude hineinschob. Sie hatte in Wirklichkeit einen weit wohlklingenderen Namen, der indes nur in offiziellen Schreiben und in der Bürgervertretung figurierte. Schmutzig und ohne Sonne, mit nur einem Kinnstein und einem ganz mittelalterlichen Pflaster, durchschnitten sie einen kleinen, halbverrotteten Ueberrest eines alten Stadtteils, für dessen Abscheulichkeit die erwähnten Kontorgebäude eine prächtige Schirmwand bildeten.

Ein schwerer und feuchter Hauch von warmem Brantwein trieb von einer am hintersten Ende gelegenen Brennerei beständig durch die Gasse, und der Kinnstein dampfte mehrmals am Tage von heißem Wasser, das von dort durch ein langes Blechrohr ausgespien wurde. Die Häuser auf beiden Seiten sahen aus, als seien sie mit dieser Brantweinsfeuchtigkeit durchzogen. Mürbe und schief, mit großen Flecken an den Mauern und schmutzigen Fenstern erinnerten sie an Trunkenbolde, die wütend, mit umnebelten Blicken zueinander hinüberschielten.

Ungefähr in der Mitte der Straße lag das älteste und finsterste Haus. Es war hoch und schmal und hatte eine unbestimmbare grünlich gelbe Farbe, ungefähr wie ein alter Käse. Das Erdgeschloß lag ganz tief auf der Straße, so daß der untere Rand der Fenster sich in einer Linie mit dem Pflaster befand. Deffnete man die niedrige Tür, so ertönte eine Glocke mit dumpfem Klang.

Es war Madam Jakobsens Wirtschaft und Logierhaus: „Das kleine Schifferhaus“.

Lebhaft genug ging es hier sonst her, denn Madam Jakobsens Geschäft war nicht nur das älteste, sondern auch das gesuchteste im ganzen Stadtteil.

Die Gaststube war groß und namentlich sehr tief, aber so niedrig, daß ein großer Mann schwerlich aufrecht unter der Decke stehen konnte. Der Tabakrauch und Küchenrauch hing wie ein braunblauer Nebel über den Köpfen der Gäste, die an kleinen Tischen längs der Seitenwände saßen.

In der Dunkelheit des Hintergrundes stand der Schenktisch mit hochaufgestapelten Flaschen und Gläsern und dahinter thronte in einem Korbstuhl Madam Jakobsens monumentale Gestalt, schwach beleuchtet von einer kleinen Lampe, die beständig über der Geldschablade brannte.

Hier verkehrten vielerlei Leute. Namentlich an kalten Wintertagen, wo hier die Wärnstube für die Gasenarbeiter, Kohlenträger, Fuhrmannskutscher, Dienstmänner, Verkäuferinnen und hintende Drehorgelspieler der ganzen Umgebung war, konnten die Tische so besetzt sein, daß Madam Jakobsen noch das „Lokal“ aufmachen mußte, — ein kleines, daneben gelegenes Zimmer, das etwas heller und nobler war, mit grauangestrichenen Wänden und einem großen Gelddruck-Prämienblatt über einem Wachsstocksofa. Wer die Ehre genoss, hier untergebracht zu werden, wo man weder an die Erde spuden noch die Pfeifen ausklopfen und auch nicht mit Kreide auf den Tisch schreiben durfte, empfand das in der Regel als eine Verpflichtung, etwas extra zum Getränk zu nehmen, — ein Stück Preßkopf oder eine warme Kalbsleber. Und dies verlockte wieder andere draußen in dem äußeren Zimmer, so daß es im allgemeinen ein gutes Geschäft wurde, sowohl für Madam Jakobsen, wie auch für die Kellnerin Oline, — die hübsche Oline mit der mächtigen Haarfrisur, dem ausgeschnittenen Kleid und den dicken Kohlenstrichen unter den Augen. Sie strich bei solchen Gelegenheiten manch ein Zwei- und Fünf-Derefstück ein, indem sie sich den Anschein gab, als bemerke sie nicht die verschiedenen, keineswegs zartfühlenden Untersuchungen, die an ihrer Person vorgenommen wurden.

Unter allen diesen Menschen gab es jedoch eine bestimmte Clique, die ein gewisses Herrscherrecht in der Wirtschaft ausübte und unter anderem ganz selbstverständlich in das „Lokal“ zugelassen wurde, selbst wenn der vordere Raum ganz leer war. Das waren die Kohlenträger, Kalkkutscher und ähnliche Arbeiter von der Brücke, ebenso die Bauhandwerker, die zufällig Arbeit in der Nähe hatten, — Leute, für die fünfundzwanzig Dere Kleingeld waren und die sich deswegen der ganz besonderen Gunst Madam Jakobsens wie der hübschen Oline erfreuen konnten.

Gleich am Morgen nahmen sie unter großem Spektakel das „Lokal“ in Besitz, indem sie einer nach dem andern hereingetrabt kamen und mit rauher Stimme ihren Morgenbittern verlangten, und späterhin am Tage konnte man immer sicher sein, eine größere oder kleinere Zahl von diesen kohlengeschwärtzten, kalkbestäubten Leuten anzutreffen, die mit der Zigarre im Munde um die Bierflaschen oder den „kleinen Schwarzen“ dasaßen und Karten spielten.

Beim Einbrechen der Dunkelheit verschwanden sie, wie denn überhaupt der Abend die tote Zeit für die Wirtschaft war. Da war hier der Zufluchtsort für die kleinen Handwerker der Nachbarschaft, die nach beendeter Arbeitszeit hierher kamen, um Frieden vor der Frau und den Kindern zu haben, oder um einen warmen Platz zu finden, wo sie ihre Zeitung lesen konnten, oder ganz einfach, um zu trinken. Es waren Männer wie der alte Schuster Semberlin, der jeden Abend, wenige Minuten nachdem er seinen kleinen Kellerladen in der Bootsmannstraße geschlossen hatte, mit einer behenden Bewegung zur Tür hereinschlüpfte, seinen Hut an einen Nagel am Ofen hängte, mit zwei steifen Händen vorsichtig glättend über seine glänzenden schwarze Perücke fuhr (die wie mit Wiche geschwärzt ausah), seine Beinkleider in die Höhe zog und sich endlich mit großer Umständlichkeit auf dem Stuhl niederließ, wo er dann bis zum Schluß der Wirtschaft sitzen blieb, denselben Rum-Grog vor sich, sich hin und her wiegend, die langen, dünnen Hände zwischen die Knie gesteckt, während sein kleines, runzeliges Gesicht die merkwürdigsten Grimassen schnitt, als ob er mit sich selber über etwas debattiere. Es waren arme Kerls, wie der Drehorgelspieler Ole Nielsen von den Dupppler Schanzen, der auf seinem hölzernen Bein ebenso regelmäßig hier hereinhumpelte mit seinem berühmten „Kasten“, der vier nationale Melodien mit Trommel und Horn enthielt, — über den er mit einem finsternen, schwermütigen Argwohn wachte, der im Verhältnis mit seiner Trunkenheit zunahm. Sein kriegerischer Sinn wurde nur von dem Respekt für Madam Jakobsen im Zaum gehalten, denn wo es sich um die Ehre ihres Geschäfts handelte, war nicht mit ihr zu scherzen. Jedermann wußte, wie sie einmal in eigener Person einen großen Kohlenträger zur Tür hinausgeworfen hatte, weil er sie in verblümter Weise daran erinnert hatte, daß sie bei einer gewissen Gelegenheit wegen Kuppellei angeklagt gewesen war.

Sin und wieder konnten ja einmal ein paar zufällige Gäste von der Straße hereinschneien, oder ein halb-betrunkener Gasenarbeiter, der die Sitten des Hauses nicht kannte, konnte vor seinem Bier dasaßen und drucksen und laut losbrüllen oder singen, bis er zu seiner größten Ueberaschung und seinem maßlosen Schrecken hinausgeworfen wurde. Aber im allgemeinen verliefen die Abende äußerst friedlich, ja Madam Jakobsen saß meistens hinter dem Schenktisch und schlief, während Oline in einer Ecke am Galse ihres „Freundes“ hing, eines jungen, blassen Burschen mit gläsernen Augen, der ihre Liebeslungen mit einem gesättigten Lächeln hinnahm. Die Stille konnte dann so tief sein, daß man nichts hörte als die kleinen, bestimmten aufklatschenden Laute von dem undichten Hahn einer Viertonne irgendwo hinter dem Schenktisch, von dem die Tropfen in regelmäßigen Zwischenräumen in eine Schale auf dem Fußboden fielen, und man konnte es fast als Spektakel empfinden, wenn einer der Gäste sich im Halbschlaf mit einem Geräusch von steifen Kleidern gegen die Wand schenerte, oder wenn der Dupppler Ole Nielsen — wie das hin und wieder wohl einmal vorkam — das Bedürfnis empfand, seinen Mannesmut zu bezeugen, indem er demonstrativ flott in die Stube hineinspie.

Nur die Fliegen waren geschäftig. Sie tummelten sich lustig hin und her zwischen den Spudflecken am Fußboden und dem Käsebutterbrot auf dem Schenktisch, und schienen sich überhaupt hier in der schweren, fetten, biergechwängerten Luft der Stube wie in einem Himmelreich zu befinden.

Unter den zufälligen Gästen des Abends gewahrte man eine Zeitlang einen kleinen, budeligen Mann, mit einem schwarzen Taftlappen vor dem einen Auge. Es war ein Uhrmachergehilfe, Kasper Kasper, der bei einer alten Wittve in der Prinzehstraße oben in der Mansarde sechs Treppen hoch zur Miete wohnte, zusammen mit einem Dompfaff, einem Hänfling, zwei Kanarienvögeln und zwei weißen Mäusen mit roten Augen. Der kleine Krüppel hatte das Malheur gehabt, sich sterblich in Oline zu verlieben, und nun saß er jeden Abend da und sah mit Verzweiflung im Herzen, wie sie ihre Zärtlichkeit an den verächtlichen „Freund“ vergebete, der sich offenbar gar nichts daraus machte, während er gern sein Leben oder doch wenigstens alles, was er besaß (und das war seiner Ansicht nach gar nicht so ganz wenig) hingegeben hätte, um in den Besitz ihrer Gunst zu gelangen. Aber Oline war ganzlich unempfindlich für seine Annäherungen, obwohl er sie mit recht beträchtlichen Geldbeträgen begleitete. Diese steckte sie ohne weiteres in ihre Wäschetasche unter der Schürze, schenkte ihm aber trotzdem kaum ein Nicken, — ja, einmal, als er ihr versuchsweise eine ganze Krone zugesteckt hatte, und sich dafür berechtigt glaubte, sie mindestens ein wenig in den Teil ihrer Perion zu kneifen, der ihm am anziehendsten erschien, wurde sie wütend, schlug ihn auf die Finger und fing an, so zu schreien, daß Madame Jakobsen erwachte und Olines Freund vom Stuhl in die Höhe kam, worauf Kasper es für ratsam hielt, ganz still und eilig zu verschwinden.

Eine Zeitlang hielt er sich nun ganz fern von dem „kleinen Schifferhaus“ und suchte andere Wirtschaften mit weiblicher Bedienung auf, aber überall mit demselben Mißerfolg. In seinem brennenden Bedürfnis nach Zärtlichkeit konnte er nie die Hoffnung aufgeben, daß seine demütige Anbitung in Verbindung mit klingenden Beträgen ihn doch ein einziges Mal zum Siege führen müsse. Er wußte ja freilich, daß seine Haltung nicht tadellos war, und wenn er es auch selbst nicht riechen konnte, so hatten ihm wohlmeinende Kameraden doch zu verschiedenen Malen erzählt, daß er wie der leibhaftige Teufel nach Pflaster und alter Augensalbe stänke. Aber wenn er sich selbst im Spiegel betrachtete — was er oft und sehr gründlich tat — schien es ihm doch, als sei er ein ganz hübscher junger Mann mit einem gewissen vornehmen Anstrich. Er hatte auch einmal eine Frauensperson ihrer Freundin einige Worte über sein schönes Haar zuflüstern hören, das er freilich auch mit ganz besonderer Sorgfalt pflegte und wie eine Künstlermähne bis auf die Schultern herabwachsen ließ. Er hatte außerdem einmal in einem Roman gelesen, daß Männer seiner Art eine große Anziehungskraft auf gewisse Frauen, sogar auf die allerfeinsten, ausüben konnten, indem sie ihren Barmherzigkeitsinstinkt nachriesen, was — wie in dem Roman gestanden hatte — der Keim zu der Liebe der Frauen sei.

Deswegen versuchte der junge Mann nicht ausschließlich in schmutzigen Kellerwirtschaften sein Glück. Trotz aller Demütigungen und Enttäuschungen witterte seine Hoffnung auch auf höher gelegenen Jagdgebieten, ja, schwang sich mit dem Aldermut einer romantischen Phantasie bis zu den höchsten Binnen hinauf.

Er hatte eine Reihe von Jahren bei einem der größeren Fabrikanten in der Stadt gearbeitet, bei dem er sich auf Grund seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit allmählich zu einer Vertrauensstellung aufgeschwungen hatte. So gehörte es denn auch zu seinen Pflichten, wöchentlich einmal die Kunde durch die Stadt zu machen und die Uhren bei den festen Kunden des Geschäfts aufzuziehen.

Bei dieser Gelegenheit gewann er Zutritt zu vielen vornehmen Häusern in der Breitenstraße wie in der Amalienstraße und hatte Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen, die seine Eitelkeit anregten, nicht nur unter den Dienstmädchen, die ihm die Tür öffneten und ihn wieder hinausließen, und mit denen er sich gern unterhielt, sondern auch unter den Herrschaften selber, die zuweilen ein Wort mit ihm wechselten.

Auf einem dieser Rundgänge in diesem Herbst hatte er nun folgendes Erlebnis:

Eines Vormittags, als er bei Frau Gylling, der Wittve des reichen Kohlenhändlers Gylling, klingelte, wurde ihm nicht von der gewöhnlichen mürrischen alten Haushälterin, sondern

von einem jungen, ländlich frischen Mädchen mit breiten Schultern und weißem Seidenband in dem blauschwarzen Haar geöffnet. Sie begriff nicht sogleich, zu welchem Zweck er kam, weshalb sich eine kleine Unterhaltung zwischen ihnen entspann.

Das junge Mädchen sah ihn so freundlich und teilnahmsvoll an. Sie blieb während seiner Arbeit bei ihm stehen und fragte, ob sie nicht helfen solle. Und als er ging, begleitete sie ihn ganz hinaus und sagte, ehe sie die Tür schloß, ganz ehrerbietig „Danke“ und „Adieu“.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ludwig Boltzmann.

Nicht häufig ist der Name eines Forschers auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften in weiten Kreisen bekannt. Ob die Resultate seiner Arbeiten einen ganz unmittelbaren und auf den ersten Blick deutlich erkennbaren Einfluß auf unser gesamtes Leben ausüben, hängt oft nur von rein zufälligen Umständen ab. Als vor zehn Jahren Röntgen die von ihm als X-Strahlen bezeichnete Strahlengattung entdeckte, war es die zufällige Eigenschaft dieser Strahlen, eine chemische Wirkung auf die photographische Platte auszuüben, welche ihr zu so ungemeiner Bekanntheit verhalf; die Entdeckung selbst schloß sich gleichsam organisch einer Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten und Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektrizität an, deren einzelne Phasen zum Teil bedeutender sind als die Entdeckung der X-Strahlen. Aber wegen der äußeren Erkennbarkeit gerade dieser Entdeckung mußte ihr Urheber naturgemäß bekannter werden als eine Reihe anderer Forscher auf demselben Gebiet. So ist auch Ludwig Boltzmann, der Wiener Physiker, welcher am 7. September seinem Leben selbst ein Ziel gesetzt hat, im großen Publikum wohl nur wenig bekannt, obwohl er in der Wissenschaft zu den glänzendsten und bedeutendsten zählte und sein Wirken und seine Leistungen weit über Deutschlands Grenzen hinaus reichten.

Boltzmann wurde schon in jungen Jahren akademischer Lehrer. Bereits als Dreißigjähriger, im Jahre 1867, ließ er sich als Privatdozent in Wien nieder und wurde zwei Jahre darauf zum Professor der mathematischen Physik in Graz berufen. Später bekleidete er Professuren in Wien, dann von neuem in Graz, München, nochmals in Wien, Leipzig und seit 1902 wiederum in Wien, wo er bis zuletzt unter Ablehnung eines an ihn ergangenen Rufes nach Berlin blieb.

Von seinen Arbeiten, die sich auf viele Gebiete der Physik erstrecken, erwähnen wir besonders seine „Vorlesungen über Maxwell's Theorie der Elektrizität und des Lichtes“. Die Annahme von Kräften, welche durch den leeren Raum hindurch in die Ferne wirken, also eine Wirkung an Stellen ausüben, an denen die Körper, von denen sie ausgehen, sich selbst nicht befinden, hat etwas sehr Unbefriedigendes an sich. Zur Erklärung der Bewegungen der Himmelskörper war die Voraussetzung solcher Kräfte mit der Theorie der allgemeinen Schwere in die Physik eingeführt worden, und die Erfolge dieser Betrachtungsweise waren so groß — wir brauchen nur an die Berechnung eines noch unbekanntem Planeten, des Neptun, zu erinnern, der erst nach seiner Berechnung wirklich aufgefunden wurde —, daß man die Schwierigkeit der Grundvorstellung allmählich darüber vergaß. Man griff dann auch auf anderen Gebieten, auf dem der Elektrizität und des Magnetismus, zu solchen Fernkräften, die nach einem ganz ähnlichen Gesetz wirken sollten, wie man es in der allgemeinen Gravitation (Massenanziehung) der Himmelskörper mit so großem Erfolge eingeführt hatte. Aber der geniale Engländer Faraday studierte die elektrischen Erscheinungen von dem Gesichtspunkt aus, daß eine unmittelbare Wirkung von einem Teilchen nur auf ein benachbartes Teilchen ausgeübt werde und kam dabei zu ganz neuen Anschauungen und überraschenden Entdeckungen.

Seinen Spuren folgte sein Landsmann Maxwell, der auf das Vorhandensein elektrischer Schwingungen hinwies, periodischer Aenderungen des elektromagnetischen Zustandes, die sich von einem Punkte aus wellenförmig ausbreiten. Die Durcharbeitung dieser Ideen führte Maxwell zu der Ueberzeugung, daß diese elektromagnetischen Wellen genau dieselben Gesetze befolgen, überhaupt von genau derselben Art sind wie die Lichtwellen, und daß auch die letzteren in einer periodischen, wellenförmig sich ausbreitenden Aenderung des elektromagnetischen Zustandes bestehen, deren Träger der den Raum überall erfüllende Aether sei. Maxwell wurde so der Begründer der elektromagnetischen Lichttheorie, welche durch die bald erfolgende experimentelle Darstellung elektromagnetischer Wellen eine glänzende Betätigung fand. Der einzige Unterschied zwischen den elektromagnetischen Wellen, die auf unser Auge keine Wirkung ausüben und den Lichtwellen, welche in unserem Auge Lichtempfindungen hervorrufen, besteht darin, daß die Länge der ersteren viel erheblicher ist als die der letzteren.

An der Durcharbeitung dieser neuen Theorie, die sich bald nach ihrem ersten Auftreten allgemeinen Eingang verschaffte, hat Boltzmann in hervorragender Weise mitgearbeitet.

Andere hervorragende Arbeiten Boltmanns liegen auf dem Gebiet der Wärmetheorie, speziell hat er die Gesetze der Wärmestrahlung erforscht. Im Zusammenhang mit diesen Arbeiten stehen die über die kinetische Gastheorie. Nach der allgemeinen Anschauung der modernen Physik und Chemie bestehen alle Körper aus kleinsten Teilchen, Molekülen, die durch leere Zwischenräume voneinander getrennt und in beständiger Bewegung sind. Bei den festen Körpern sind diese Moleküle an bestimmte Gleichgewichtslagen gebunden, um welche sie herumpendeln, bei den Flüssigkeiten ändern sie allmählich ihren Platz, während sie bei den gasförmigen Körpern in fortwährender starker Bewegung sind, wobei sie beständig an andere Orte gelangen. Man könnte eine Flüssigkeit etwa mit einem Haufen aufeinander geworfener und durcheinander krabbelnder Maiskörner vergleichen, während der Zustand eines Gases einem Wäldenschwarm, dessen einzelne Tiere beständig an andere Stellen kommen, entsprechen würde. Von dieser Anschauung ausgehend ist man zu einer fast lückenlosen Darstellung der vielen Erscheinungen gelangt, welche die Gase uns darbieten, und die allseitige Durchbildung dieser kinetischen Theorie der Gase gehört mit zu den hervorragendsten Verdiensten Boltmanns.

Man erkennt ohne weiteres, daß diese Gastheorie sich in engem Zusammenhang mit der Anschauung von der atomistischen Zusammenfassung der ganzen Welt befindet. Nach dieser Anschauung besteht alles, auch noch die Moleküle, aus kleinsten unteilbaren Teilchen, den Atomen, und der Anschein einer zusammenhängenden Masse wird dadurch hervorgebracht, daß die Zwischenräume zwischen den einzelnen Molekülen und Atomen so außerordentlich klein sind, daß wir sie mit unseren Sinnesorganen nicht wahrnehmen können. Diese Anschauung, die fast ein Jahrhundert lang so unbefristete Geltung hatte, daß sie vielfach für absolute Wahrheit galt, für vollkommen dem wirklichen Zustand der Dinge entsprechend, ist aber auch nur eine Hypothese, eine bestimmte Art der Anschauung zur zusammenfassenden Erklärung der physikalischen und chemischen Erscheinungen. In neuester Zeit sind mehrfach Versuche angestellt, eine solche Zusammenfassung von anderen Gesichtspunkten aus zu unternehmen, die atomistische Anschauung also zu überwinden und überflüssig zu machen. So wenig sich gegen solche Versuche an sich etwas einwenden läßt und so sehr es möglich ist, daß auch die atomistische Hypothese wie jede andere einmal im Verlauf der Entwicklung der Wissenschaft durch neue Anschauungen wird ersetzt werden müssen, so wenig ist doch bisher irgend ein anderes Anschauungsbild, das den Stoff als etwas zusammenhängendes auffaßt, bereits imstande, uns über den Zusammenhang der Naturerscheinungen aufzuklären. Neuere Versuche dieser Art hat Boltmann in seinen letzten Lebensjahren kritisch beleuchtet und ihre Unzulänglichkeit gegenüber der atomistischen Anschauung nachgewiesen. Noch muß diese allein und vielleicht auf lange Zeit noch die Naturwissenschaften beherrschen; freilich darf man ihre hypothetische Natur nicht vergessen, man muß sich klar darüber sein, daß auch sie uns nicht unbedingte Wahrheit gibt, sondern nur ein uns bequemes Anschauungsbild des Wirklichen, das vielleicht einmal durch ein anderes ersetzt werden muß, denn „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“. — W. Vorchar dt.

## Kleines feuilleton.

er. Die Waldpartie. „Da hätten wir ja den Wald!“ rief Herr Heinzelmann. „Ich hab' es ja gleich gesagt, zwanzig Minuten höchstens, dann sind wir da!“

„Die hat aber der Fuchs gemessen.“ Frau Heinzelmann warf ihrem Gatten einen bösen Blick zu. „Und immer durch die Felber bei die Hite.“

„Ach, Frau Heinzelmann, lassen Sie doch, nu is 't auch grade schön —, seh'n Sie mal, wie de Eichen da zwischen de Nabelbäume stehen, — und solche frische, reine Luft, wie hier is, des is doch mal was anders.“ Franz Lehmann, der etwas hinter den andern hergekommen, warf einen ganz begeisterten Blick auf die grüne Einsamkeit, die sonnendurchleuchtet vor ihnen lag.

Dann drehte er sich um zu seiner Braut, die langsam hinterhertrotzte: „Was, Miezekin, hier is et doch schön?“

„Miezekin“ schien nicht derselben Ansicht; sie machte fast ein ebenso übellautendes Gesicht wie ihre bide Mutter: „Ja, id weech nich, wat wollen wir denn nu eigentlich hier?“

„Det weech Vater und Franz wahrscheinlich selber nich,“ sagte Frau Heinzelmann wütend; „schwigen woll'n wir.“

„Ach Jott, nu laßt doch dis Jequassel.“ Herr Heinzelmann drehte sich zornig um: „In'n Wald woll'n wir jehn. Ihr habt ja selber immer in'n Wald jewollt.“

„Ja, un Blumedens pflüden un de Vögel singen hören, — was Miezekin?“ Franz Lehmann zog den Arm seiner Braut in den seinen.

Miezekin fuhr aber fort zu schmollen: „Ja, in'n Wald — aber doch nich in sonen —“

„Erlaub' mal, fo'n Wald? Des is 'n sehr schöner Wald hier, des is der schönste Teil von 'n Trumewald, den wir haben.“ Franz wurde ärgerlich.

„Hier komm'n wir an de Gabel, verstehste?“ schrie Herr Heinzelmann.

Frau Heinzelmann sagte: „Wir hätten ruhig nach de Felten fahren sollen, da hatten wir ooch jrüne Bäume.“

„Und nicht so'ne schlechten Wege,“ maulte Miezekin, „sieh mal bloß der olle Sand, wie der einen staubig macht!“

„Wat rennstu denn ooch da unten in all den Dred? Komm doch hier rüber ins Fras.“ Herr Heinzelmann stieß mit seinem Knotenstod ärgerlich auf den Boden.

„Damit se sich de weißen Stiebeln jrün macht, was?“ schrie Frau Heinzelmann. „So 'ne Wege führt Ihr einen, wo man nich weech, wo man treten soll. Det wird doch ooch gleich regnen.“

„Da kann ich doch nich davor!“ sagte Herr Heinzelmann.

„Aee, Du kannst nie für was!“ Die Frau lachte höhnisch.

„Na ja, regnen ooch noch!“ grollte Miese, „denn is mein jutes Kleid hin und mein Hut ooch!“

„Siehste, hättste lieber das dunke angezogen,“ sagte Franz, „oder wenigstens 'n Rejenschirm mitjennommen.“

„Damit soll ich mir ooch noch schleppen? Dentste vielleicht, wenn ich Sonntags ausjeh, will ich rumloosen wie 'ne olle Suse?“ Miese war empört.

„Denken Se vielleicht, wir sind Böbel?“ kam Frau Heinzelmann ihrer Tochter kampfbereit zur Hülfe: „So wille Feld verdienen wir noch lange bei untre Schlächtere, det wir uns Sonntags ordentlich anputzen können.“

„Wenn mir der Gut verregnet, loof' id mir 'n neuen,“ sagte Miese hochmütig.

„Na, denn schrei doch nich schon, bevor's rejnet.“ Franz wurde auch ärgerlich: „Laßt doch überhaupt 's Ranken sein. Hier is et doch so wunderschön! Horch mal, wie die Vögel singen, det haste nich in de Felten.“

„Aee, aber da haben wir Militärkonzert,“ sagte Frau Heinzelmann, „und überhaupt kriegt man da wat zu sehen. Ihr mit Eure dumme Waldpartie!“

„Na, Ihr habt ja selber eine machen wollen,“ schrie Herr Heinzelmann, „ich hab' ja gleich jesagt, det is nisch für Euch, det mach id nich mit Damens.“

„Damit De alleene in de Kneipen jehn und Dir vollsaugen kannst, nich wahr?“

„Du willst ja in de Kneipen jehn und hast Sehnsucht nach de Felten!“

„Seht mal den See,“ fiel Franz mit einem Versuch abzulenken ein. „Sieh mal, Miezekin, wie schön er zwischen die Bäume durchscheint, is das nich janz wunderboll?“

„Is ne Bootsverleihe drauf?“ fragte Miezekin. „Aee, nich mal rudern kann man hier, na, id sage!“

„In sone Jezend führt Ihr einen!“ fing Frau Heinzelmann von neuem an: „Und jekt kommt wohl auch noch ne Wiese. Soll'n wir da etwa rüber?“

„Ja, bis wer'n wir woll müssen,“ sagte Franz.

„Aee, bis wer'n wir nich müssen,“ erwiderte schnippisch Frau Heinzelmann, „da macht man sich de Röcke naß.“

„Zum Donnerwetter, denn nehmt de Röcke hoch, schlägt se Euch meinetwegen über'n Kopp.“ Heinzelmann war erboßt: „Erst habt Ihr gequakt nach 'ne Waldpartie, und nu Ihr da seid quängelt Ihr dran rum!“

„Heinzelmann, hör' auf! Du bist und bleibst 'n Raschube!“

Frau Heinzelmann sagte es mit dem ganzen Bewußtsein beleidigter Würde. „Erstens mal haben wir nicht gequakt, und wenn wir gequakt haben, war's nach ganz was anderes. Wir wollten in 'n feines Restaurant jehn, wo man was sieht, und 'n bisken Wald drum'rum is. Warum müßt Ihr'n hierher loosen, wo nisch los is? Laß sich doch in den Wald, wo nisch los is, de arme Leute amüsieren, det brauchen wir doch aber nich; wir können uns woll wat Dess' res leisten!“ —

hl. Dreimal um die Welt gewandert ist ein Porzellanmaler namens Laurent Rebel, der jetzt in Paris eingetroffen ist. Im Laufe der zehn Jahre, in denen er sich auf seiner großen Wanderschaft befindet, hat er manches Abenteuer erlebt. Einmal kreuzte er mit einem Gefährten de Ernard die nubische Wüste, als er plötzlich von einer Schar Araber angegriffen wurde, die sie verwundeten, aber schließlich mit Hilfe zweier mächtiger Wulldoggen, die seine treuen Reisebegleiter waren, in die Flucht gejagt wurden. Auch in China wäre es Rebel beinahe schlecht gegangen. Er sah sich die seltsame Zeremonie der Toten-Hochzeit an und mußte darüber lachen; sofort nahm die aufgeregte Menge eine drohende Haltung an, und beide Wanderer wurden verhaftet. Sein Freund konnte entfliehen und den nächsten französischen Konsul um Hilfe angehen, dem es schließlich gelang, Rebel nach viermonatlicher Haft zu befreien. Sein Begleiter wurde im November 1899 von Briganten in Carbin, 100 englische Meilen nördlich von Sacramento (Kalifornien) ermordet, und er mußte seine Reise allein fortsetzen. In Caracas wurde er in einer wilden Felseneinöde von einem Führer, der ihn nach Venezuela bringen sollte, verlassen und seines gesamten Gepäcks beraubt; er irrte vier Tage im Urwalde umher, bis er wieder zu einer menschlichen Niederlassung gelangen konnte. Während seiner langen Wanderschaft hat Rebel alle fünf Erdteile durchkreuzt und über 60 000 englische Meilen zurückgelegt. Er hat 55 000 Briefe und Dokumente gesammelt, in denen ihm von Behörden der Ortschaften, durch die er gekommen ist, seine Anwesenheit bestätigt ist. Er will nur etwa einen Monat in Paris bleiben, dann will er wieder hinaus in die weite Welt; denn es ist ihm

wie er erklärt, unmöglich, sich längere Zeit an einem Orte aufzuhalten. —

**Freß-Nahle.** Ueber diesen wegen seiner kaum glaublichen Freßsucht bekannt und sprichwörtlich gewordenen Mann teilt der „Dresdener Anzeiger“ folgendes mit: Jakob Nahle wurde 1678 geboren und lebte als Gärtner in Wittenberg; dort war er als Freß-Nahle eine allgemein bekannte Persönlichkeit. Er verschlang nicht nur eßbare Sachen in großen Mengen, sondern so ziemlich alles, was ihm unter die Hände kam. Als Beispiel für seinen guten Appetit und Magen sei erwähnt, daß er „auf einen Sitz“ einmal 8 Schock Pflaumen mit den Kernen und ein andermal 4 Meyen (zirka 13 Liter) Kirchen, natürlich auch wieder mit den Kernen, verzehrte. Als besondere Delikatesse schätzte er lebendige Ratten, Mäuse, Vögel, Kaupen und anderes Getier. Es kam ihm auch nicht darauf an, gelegentlich die Speisen mit samt den „köpfernen Schüsseln und Tellern“ zu vertilgen, und einmal soll er sogar ein blechernes Schreibzeug mit Tinte, Streusand, Federn und Federmesser „aufgefressen“ haben, wie von vereideten Augenzeugen bestätigt worden ist. Um seine Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete auch noch einträglich zu gestalten, verzehrte er einmal vor versammeltem Publikum für Geld einen Dudelsack, und als er dann auf dessen Besitz zuging, fürchtete dieser das Schicksal mit seinem Dudelsack teilen zu sollen, sprang aus Angst zum Fenster hinaus und ergriff die Flucht. Diese und ähnliche Streiche erweckten bei dem gewöhnlichen Volk den Verdacht, daß der Freß-Nahle vom bösen Geist besessen sei und von diesem bei „seinen Unternehmungen“ unterstützt würde; Nahle mußte sich deshalb im Jahre 1723 einer genauen Unerforschung unterwerfen, bei der auch sieben Zeugen eidlich vernommen worden sind, die aber im übrigen ergebnislos endete. Als er 1757, fast 79 Jahre alt, starb, wurde seine Leiche auf der Akademie in Wittenberg sezziert und von einem Studenten zum Gegenstand einer Dissertation gemacht. Als Grabchrift widmete man ihm folgendes Gedicht:

„Wem decket diese Grufft? desjenigen Gebeine  
Der, weil er hat gelebt, ein großer Fresser war,  
Sein eisenfester Zahn biß in die härtesten Steine,  
Daß man die Zeichen sah; sein Schling verschlang sogar,  
Was andern Ekel bringt, ihm waren Ratten, Mäuse,  
Na! Kaupen, Sand und Leim ein' angenehme Speise.  
Er schludte alles ein, als wie ein Schweine-Küffel,  
Er fraß vor zehen Mann, und fraß noch oben drauf,  
Wenn man's verlangte, den Teller und die Schüssel,  
Das Salzfaß und den Krug, und auch das Glas mit auf.  
Na! einmahl fraß er gar (das heißet mir ein Fressen),  
Ein blechern Schreibzeug mit samt dem Federmesser.  
Das war den Leuten fremd, drum hörte man sie sagen,  
Der Teufel frist aus ihm, der steht mit ihm in Bund.  
Die Aerzte gaben vor: Es sey ein hitzger Magen.  
Von dieser Freß-Begier: allein der wahre Grund,  
Doch viele glaubten's nicht. Er aber fraß indessen  
So lange, bis der Tod ihn selber aufgefressen.“ —

**Hygienisches.**

— Ueber den Schlaf kleiner Kinder. Viele Mütter sind sich unklar, wie lange die Kleinen Kinder in den ersten Jahren schlafen müssen. Dr. Cassel macht darüber in der „Deutschen Med. Wochenschrift“ bemerkenswerte Ausführungen. Er schreibt: Es ist den Aerzten bekannt, daß das Neugeborene nach dem ersten Wache, falls es zweckmäßig versorgt ist und namentlich vor Abkühlung geschützt wird, gleich seiner erschöpften Mutter in Schlaf verfällt, einige modernere Töne pflegen ab und zu zu verraten, daß ein junger Erdenbürger in das Haus eingelehrt ist. Dieser Schlaf wird in den ersten Lebenswochen nur dann unterbrochen, wenn irgend welche unangenehme Gefühlsempfindungen, sei es Kältegefühl, Missegefühl, Hunger oder Durst und ähnliches mehr den Neugeborenen veranlassen, seine Stimme mehr oder weniger laut erschallen zu lassen. Ist der Beseitigung seiner Unlustgefühle Rechnung getragen, so umfängt das Kind wiederum stundenlangem Schlaf, und so verschläft der gesunde Säugling das erste Vierteljahr seines Lebens mit kurzen Unterbrechungen. Erst im zweiten Quartal, wenn die Entwidlung des Zentralnervensystems erhebliche Fortschritte gemacht hat, erfährt der Schlaf etwas längere Pausen, in denen das Kind die äußeren Eindrücke schon lebhafter zu verarbeiten imstande ist. Längeres Wachsein ist aber erst im dritten und vierten Vierteljahr naturgemäß, wenn die geistigen Tätigkeiten einen gewissen Grad erreicht haben, zu einer Zeit, wo auch die Anwendung der willkürlichen Muskeln lebhafter und schon zielbewußter wird. Der Verstand hat angefangen sich zu entwickeln, das Kind sieht und hört mit Interesse, Neugier und Wissbegier, Teilnahme an den Vorgängen der Außenwelt sind bereits festzustellen, das Vorhandensein des Gedächtnisses verrät sich zur Freude der Eltern durch mancherlei Anzeichen, das Kind fängt an, immer deutlichere Beweise seines Auffassungsvermögens zu liefern, die Persönlichkeit, das „Ich“ macht sich geltend. In dieser Lebensperiode, um die Jahreswende und noch später kann das Kind schon einige Stunden hintereinander ohne Anstrengung wach bleiben, obwohl noch immer der größte Teil der 24 Stunden eines Tages dem Schlafe vorbehalten bleiben soll. Gegen Ende des zweiten Lebensjahres und bis in das vierte hinein ist noch immer

ein zwölfstündiger Nachschlaf und am Tage ein anderthalb- bis zweistündiger Schlaf ein dringendes Erfordernis. — Da tritt nun die Frage an uns heran: Wann soll denn das Kind aufhören, am Tage zu schlafen? Gibt es auch darauf keine allgemein gültige Antwort, so pflegt doch Cassel für gewöhnlich den Rat zu erteilen, daß bei Vorhandensein eines 12—13stündigen guten Nachschlafes ein Kind im vierten Lebensjahre aufhören kann, am Tage zu schlafen, namentlich wenn es stets und ständig nur mit gewissen Schwierigkeiten am Tage in Schlaf versetzt werden kann. Für die ganze Kindheit bleibt es aber oberstes Gesetz, daß die Kinder je nach dem Alter einer 9—11stündigen Nachtruhe bedürfen. Erst mit beginnender Geschlechtsreife werden wir es für ratsam erachten, daß die Kinder etwas weniger lange schlafen. —

**Humoristisches.**

— Aus der „Jugend“. In Berlin bekam ich einst Geld angewiesen. Der Geldbriefträger traf mich nicht, hinterließ aber die Mitteilung und ich mußte das Geld abholen. Ich nahm zum Abholen den Brief mit, in dem das Geld mir angekündigt war. Der Beamte wollte das aber nicht als ausreichende Legitimation anerkennen, und trotz aller Vorstellungen und Bitten mußte ich während mit einer Droschke zu meinem weitentfernten Polizeibureau fahren, um mir da, nach vielem Hin und Her, eine ordentliche Legitimation zu verschaffen. Stolz fahre ich nach dem Postbureau zurück und will dem Beamten nun die heiß erstrittene, teuer erkaufte Legitimation zeigen.

„Ist nicht nötig,“ sagte der biedere Mann, „jetzt kenne ich Sie ja persönlich!“ —

**Notizen.**

— Der Schriftsteller Wolfgang Kirchbach ist in Bad Nauheim gestorben. Er war Lyriker, Dramatiker, Romandichter und Religionsphilosoph. U. a. schrieb er die Romane: „Das Leben auf der Walze“ und „Der Leiermann von Berlin“. —

— Im Neuen Theater findet heute die Erstaufführung von Drehers Schwan „Eine“ statt; den Abend leitet ein die Courtelinesche Posse: „Der Stammgast“. —

— „Der Faun“ heißt ein neues Stück Hermann Bahrs. —

— Zur Aufführung wurden angenommen: „Der heilige Pops“, Lustspiel in drei Akten von Eril Friedmann-Frederich und E. Berg für das Residenz-Theater in Wiesbaden; ein Stück des Lehrers Steffel, betitelt „Agrarier“, vom Elberfelder Stadt-Theater; „Oliver Twist“, nach dem Dickenschen Roman von Comyns Carr, vom Raimund-Theater in Wien; vom Leipziger Stadt-Theater: Julius Bierbaums „Bräutigam wider Willen“, ein Trauerspiel „Störtebeker“ von H. B. Martens, ein Lustspiel „Eginhardt und Floribert“ von Leo Lenz und ein Drama „Der große Waal“ von S. Herrmann. —

— Romische Oper. Die Erstaufführung von Bizets „Carmen“ ist auf den 18. September festgesetzt. —

k. Die Opernsängerin Adelina Patti hat sich in den 4½ Jahrzehnten ihrer Wirksamkeit etwa 15 Millionen Mark ersungen. —

— Die Ausstellung der „Sezession“ wird am 30. September geschlossen. —

— Das Museum für Naturkunde wurde im letzten Jahre (1905/6) von 59 000 Personen besucht. Darunter waren die Schüler von 245 Klassen. —

— Eine Statistik der Tierwelt hat das Pariser Museum für Naturgeschichte aufgestellt. Danach gibt es auf der Erde und in den Meeren gegen 400 000 Tierarten, die den Gelehrten bekannt und von ihnen beschrieben worden sind. Die Insekten allein bilden über 280 000 verschiedene Arten, die Vögel dagegen nur etwa 13 000 Arten, also den 30. Teil aller Tierarten. Ferner kennt man 12 000 Arten Fische, 83 000 Arten Reptilien, darunter 1610 Schlangenarten, 50 000 Arten Mollusken, 1300 Arten Amphibien, 20 000 Arten Spinnen, 3000 Arten Stachelhäuter und 8000 Arten Würmer. —

— Zur Förderung der Erhaltung von Naturdenkmälern im preussischen Staatsgebiet ist eine „staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege“ errichtet worden. Sie hat einstweilen ihren Sitz in Danzig. —

— Weinernte in der Pfalz. Schlimm geht's in diesem Jahre den Bingern: in Weisenheim verlaufe einer seine ganze Ernte für einen Liter Bier! In einem anderen Weinorte ließ ein Baueremann das Ergebnis mehrerer Tagewerke Weinreben für eine Mark ab. —

— Eine neue Erdbebenstation soll in Breslau errichtet werden. —

— „Spanferkel“. Ueber den Ursprung dieses Wortes schreibt der „Frf. Ztg.“ ein Mitarbeiter: So bekannt in unserer Gegend der Ausdruck Spanferkel für das gebratene Sangschwein ist, so unklar ist den meisten Leuten die Ableitung dieses Wortes. Sie ergibt sich leicht, wenn wir ein paar hundert Jahre zurückgehen. Da schreibt man einfach Paufredlein, der Anlaut ist erst in neuerer Zeit dazugekommen. Paufredlein ist ein Ferkel, das in der Pfanne gebraten ist. —